

LARS ENGELS



# GLUT MOOR

Janosch Janssen ermittelt



ullstein

ullstein



LARS ENGELS, Jahrgang 1992, ist Werbetexter und Autor. So oft wie möglich zieht es ihn vom Schreibtisch weg in die Natur, um neue Inspiration zu sammeln. Er lebt in Neuss, doch die Geschichten von der Moorlandschaft an der Rhön haben ihn schon immer fasziniert.

L A R S   E N G E L S

# GLUT MOOR

Janosch Janssen ermittelt

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage August 2024

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2024

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data

Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: getty Images / © Helmut Hess; [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Gesetzt aus der Albertina powered by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06910-4

# POINT ALPHA

12. August 1983  
05:13 Uhr

Die Welt war zusammen mit der Uhr in seiner Hosentasche stehen geblieben.

Genau um 02:24 Uhr.

Der Zeitpunkt, als die Selbstschussanlage ausgelöst hatte. Der Sturz musste das Uhrwerk zerstört haben.

Aber er hatte überlebt.

Hatte es rübergeschafft zum Stützpunkt der Amerikaner.

Point Alpha, so hieß er.

A wie Anfang.

Ein Neuanfang. In einem anderen Land.

Die Amis brachten ihn zu den Leuten vom Bundesgrenzschutz nach Hünfeld. Ihre aufgeregten Rufe und die kumpelhaften Bemerkungen des Sanitäters, der ihn untersuchte, verstand er nur bruchstückhaft. In Hünfeld nahmen die Beamten seine Personalien auf, befragten ihn zu seiner Flucht und fuhren ihn schließlich nach Fulda. Auf halbem Weg bat er sie, ein Fenster herunterzukurbeln. Er war mit einer Heidenangst vor Uniformierten aufgewachsen und hatte lange mit sich gerungen, bevor er sich getraut hatte, diese Frage zu stellen.

Der Mann am Steuer kam seiner Bitte aber nur allzu gerne nach.

*Der Fahrtwind, der ihm entgegenschlug, verwirbelte seine Haarmähne und trug Brandgeruch mit sich.*

*»Nicht wundern«, sagte der Grenzschützer. »Das sind die Moorbrände.«*

*Jetzt sah er es auch. Das Glimmen am Horizont war nicht der Sonnenaufgang, sondern das Flackern von Feuer.*

*Der Gestank machte ihm nichts aus, im Gegenteil. Er lehnte sich zurück und sog ihn ein, genoss ihn beinahe. So würde für ihn immer Freiheit riechen.*

*Er wusste nicht, wie er überlebt hatte.*

*Wie er es zwischen Stacheldraht und Minen hindurch in Sicherheit geschafft hatte. Wie es sein konnte, dass das Blut auf seinem Hemd nicht sein eigenes war. Wie es mit ihm weitergehen sollte.*

*Er wusste lediglich zwei Dinge:*

*Er war am Leben.*

*Und er durfte nicht zurückblicken.*

*Niemals.*

# AUSGELÖSCHT

25. August 2022  
06:32 Uhr

## 39 JAHRE SPÄTER ...

Das Moor brannte seit Tagen.

Am Horizont schraubten sich tiefschwarze Rauchsäulen in den Purpur des Morgengrauens. Kilometerweit sah man das unheilvolle Glühen, ein sich schier endlos ausdehnender Scheiterhaufen, in dem dieser Spätsommer langsam in Flammen aufging. Feuerwehr, Bundeswehr, THW – sie alle schienen machtlos gegen die entfesselte Wut der Moorbrände.

Der beißend-modrige Rauchgestank machte sich im Auto breit. Carina kurbelte das Fenster ihres altersschwachen Peugeots hoch. Die Klimaanlage funktionierte schon ewig nicht mehr, also ließ sie sich nach einer langen Nachschicht immer den Fahrtwind um die Nase wehen. Ein probates Mittel gegen ihre bleierne Müdigkeit.

Sie konnte es kaum erwarten, zu Hause ihre Verdunklungsvorhänge zuzuziehen, sich die Ohren zu verstöpseln und ordentlich Schlaf nachzuholen.

Abends wollte sie mit ihren Eltern, ihrem Bruder und ihrem Neffen auf die Schützenkirmes. Da musste sie fit sein!

An diesen Heimweg werde ich mich nie gewöhnen, dachte sie, als sie das Ortsschild von Grimmbach passierte. Auch nach zwei Monaten fühlte es sich noch immer genauso seltsam an wie am ersten Tag: nicht nach Hause zu Cedric zu fahren, sondern stattdessen zu ihren Eltern.

Aber sie hatte einen Schlussstrich ziehen müssen. Wie sagte Papa immer? *Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.*

Ihre Eltern waren sowieso nie große Fans von Cedric gewesen.

Jetzt wohnte sie wieder übergangsmaßig auf den zwölf Quadratmetern ihres alten Kinderzimmers. Das Zusammenleben mit ihren Eltern gestaltete sich zum Glück ohne größere Konflikte, trotzdem wollte sie sich langsam mal um eine eigene Wohnung kümmern.

»Ich ziehe aus, Cedric, so geht es nicht mehr weiter.«

Es war die richtige Entscheidung gewesen. Das meinten alle.

Vielleicht würde es sich auch irgendwann so anfühlen.

Ihr Magen knurrte und zog sich zusammen. Gleich würde sie noch gemeinsam mit den anderen frühstücken, bevor sie sich ins Bett legte. Eigentlich war es für Carina eher ein Abendessen. Sie freute sich darauf. Es würde ein richtig schönes großes Sonntagsfrühstück werden. Mit dem Rührei, das nur ihre Mama so cremig hinbekam, warmen Brötchen und frisch gepresstem Orangensaft. Ihr Bruder Maximilian und sein Sohn Paul hatten bei ihnen übernachtet.

Komisch, dachte sie bei einem Seitenblick auf ihr Handy. Ihr Papa – der notorische Frühaufsteher – schrieb ihr eigent-

lich immer um sechs Uhr die gleiche Textnachricht: »*was darf vom bäcker sein?*«

Heute hatte er noch nichts geschickt. Vielleicht war er ausnahmsweise mal länger im Bett liegen geblieben.

Bereits so früh am Morgen war die Hitze erdrückend und ließ für den Rest des Tages nichts Gutes erahnen. Mal sehen, ob heute ein neuer Hitzerekord aufgestellt werden würde.

Auf ihrer Station häuften sich die Fälle von Kreislaufkollaps und Hitzschlag. Unter den Patienten waren auch immer mehr Jüngere.

*»Ich liebe meinen Job, aber ich hasse die Begleitumstände.«*

Das war ihr Standardspruch, wenn jemand sie auf ihren Beruf ansprach. Carina war Krankenpflegerin aus Überzeugung. Sie wollte Menschen helfen, das war schon immer ihre Erfüllung gewesen. Doch gerade die letzten Jahre hatten es ihr nicht leicht gemacht, diese Leidenschaft aufrechtzuerhalten.

Viele Kollegen hatten aus Enttäuschung oder Erschöpfung (oder einer Kombination aus beidem) das Handtuch geworfen. Oft genug hatte auch sie sich schon bei dem Gedanken daran ertappt, hinzuschmeißen. Momentan rollte wieder eine mittlere Ausfallwelle über sie hinweg. Einige Kollegen waren krank, andere im Urlaub oder wie ihre Freundin Helen in Mutterschutz, und schon kam die Station an ihre Belastungsgrenze.

Auch heute war Carina wieder länger geblieben, um ihre Patienten halbwegs anständig übergeben zu können.

Auf der Grimmbacher Hauptstraße bog sie ab ins Komponistenviertel, so schimpfte sich das Neubaugebiet, das An-

fang der 2000er erschlossen worden war – damals, als ein Hausbau noch nicht ein völlig utopisches Vorhaben gewesen war.

»Was für eine langweilige Spießer-Ecke«, hatte Cedric gespöttelt, als sie ihn das erste Mal zu ihren Eltern mitgenommen hatte. Zugegeben, die Dichte an Gabionen, Carports, Heckenrosen und kleinlichen Nachbarschaftsstreits war hier wirklich bestürzend hoch.

Aber selbst hier gelang es nicht, die penibel gestutzten Rasenflächen grün zu halten – trotz reichlichem Einsatz von minutiös getrimten Rasensprengern. Wohin sie auch sah, überall in den Vorgärten zeigten sich braune Flächen. Sie konnte sich nicht einmal daran erinnern, wann es das letzte Mal geregnet hatte.

Sie parkte auf dem Gehweg vor dem Haus. Papas Wagen stand in der Garage, Maximilians Volvo in der Einfahrt. Zum Glück gab es hier keinen Mangel an Parkplätzen. Sie gähnte einmal herhaft, nahm ihre Handtasche vom Beifahrersitz und stieg aus.

»Ach, die junge Frau Sander! Guten Morgen!«

Herr Krey, der Nachbar ihrer Eltern, hob seine Schirmmütze zum Gruß. Sein weißer West Highland Terrier Titus trippelte schwanzwedelnd auf sie zu und sprang an ihren Beinen hoch.

»Hey, Titus! Aus! Das sollst du doch nicht machen!«, rief Krey. »Wozu gehen wir eigentlich zur Hundeschule?«

Carina kicherte und kraulte den jungen Hund hinter den Ohren. »Das macht doch nichts!«

»Wir drehen heute Morgen auch nur eine ganz kurze

Runde. Die Hitze ist ja schon jetzt kaum auszuhalten. Die bekommt dem Kleinen nicht. Und mir in meinem Alter erst recht nicht.«

Herr Krey musste Anfang sechzig sein, ungefähr im gleichen Alter wie Papa. Er hatte früher mal eine IT-Firma gehabt und half ihren Eltern manchmal bei Computerproblemen aus.

»Sie kommen von der Arbeit, nicht wahr? Dann will ich Sie auch gar nicht lange aufhalten«, sagte Krey. »Richten Sie Ihren Eltern meine Grüße aus.«

»Mache ich!«, sagte sie dankbar und öffnete das Gartenstor.

Schnellen Schrittes durchquerte sie den Vorgarten und kramte ihren Schlüsselbund heraus. Auf der Türschwelle lag noch die Sonntagsausgabe der *Rhön-Nachrichten*. Papa hatte die Zeitung noch nicht reingeholt? Was war denn heute bitte mit ihm los?

Sie drehte den Schlüssel im Schloss und drückte mit der Schulter die schwere Glastür auf.

Aus dem Nichts beschleunigte sich ihr Herzschlag, und ein Frösteln überkam sie.

Irgendetwas stimmte nicht.

Es war still. Viel zu still.

Bestimmt gab es eine ganz einfache Erklärung. Papa schlief wahrscheinlich noch. Doch bisher war er immer schon wach gewesen, wenn sie nach Hause gekommen war. Sie wusste noch nicht, warum, aber etwas in ihrem Inneren, in ihrem Unterbewusstsein wechselte in Alarmbereitschaft.

Sie stellte die Handtasche auf der Kommode im Flur zwi-

schen einer Brigade aus Froschfiguren ab (eine Sammelleidenschaft ihrer Mutter).

Es war sieben Uhr an einem Sonntag. Die anderen schliefen wahrscheinlich noch. War Papa gerade beim Bäcker? Sie schaute aufs Schuhregal – seine ausgelatschten Turnschuhe waren an ihrem gewohnten Platz.

Das Ziehen in ihrer Brust verstärkte sich. Als würde jemand ihr Herz zerknüllen wie einen alten Notizzettel.

Sie lief ins Wohnzimmer. Die Terrassentür stand einen Spaltbreit offen. Carina atmete tief durch. Puh, alles gut! Papa war bestimmt nur hinten im Garten und versuchte seine Blumen vor dem Verdursten zu retten. Sie wollte die Tür weiter aufschieben und in den Garten treten, da fiel ihr auf, dass das Schloss völlig zerstört war. Herausgebrochene Metallstücke lagen verstreut auf dem Laminat zu ihren Füßen.

Ihr wurde schwindlig. Sie musste sich am Glas abstützen.

Aufgebrochen! Die Tür war aufgebrochen worden!

Papa hatte mal davon erzählt, dass in der Nachbarschaft eingebrochen worden war, sogar am helllichten Tag. Waren ihre Eltern Opfer irgendeiner Diebesbande geworden?

»Hallo!?", rief sie. »Mama? Papa?«

Keine Antwort.

Außer dem Schloss deutete nichts auf einen Einbruch hin. Wohnzimmer und Küche schienen völlig unangetastet. Keine herausgerissenen Schubladen, nichts, was offensichtlich gestohlen war, der Fernseher und auch sonst alle elektronischen Geräte standen an ihrem Platz, selbst Mamas Geldbörse lag auf der Theke der Durchreiche.

Sie erkloß die Treppe nach oben. Sie hielt sich am Geländer fest, so wacklig war sie auf den Beinen. Was war geschehen? Was war hier nur geschehen?

»MAMA? PAPA?«, rief sie.

Immer wieder.

Immer wieder keine Antwort.

Alle schlafen noch.

Sie schlafen einfach alle tief und fest.

Sie erreichte den Treppenabsatz. Die Holzjalousien waren heruntergelassen, der Flur, von dem die Schlafzimmer und Papas Arbeitszimmer abgingen, war in Zwielicht getaucht.

Und dort, auf dem rutschfesten Kurzflor-Läufer, lag jemand.

...

»Achtung, pass auf das Köpfchen auf! Nicht zu tief!«, sagte die Hebamme. »Du willst dein Neugeborenes ja nicht ertränken!«

»Ups!« Janosch hob die Übungspuppe aus der Babywanne und spritzte dabei Wasser über seinen halben Schoß.

Helen, die ihm gegenüber saß, unterdrückte ein Kichern, das ihren Babybauch zum Wackeln brachte. Janosch konnte von Glück sprechen, dass seine Frau so über seine Missgeschicke lachen konnte, statt in Panik zu verfallen.

Er betrachtete das regungslose Puppengesicht. Wenn alles gut lief, würde er in wenigen Tagen nicht mehr einen

Säugling aus Vinyl im Arm halten, sondern aus Fleisch und Blut.

Sein Kind.

Nach wie vor ein surrealer Gedanke. Wahrscheinlich würde er es erst wirklich glauben, wenn das Baby tatsächlich da war.

*Ich kann doch nicht einmal richtig auf mich selbst aufpassen.*

Ihre Hebamme Yvonne wandte sich zum Glück dem nächsten Pärchen in ihrem Elternvorbereitungskurs zu. Er konnte durchatmen.

»Du machst das gut«, beruhigte ihn Helen.

»Na ja. Letztes Mal hätte ich unser Plastikkind beinahe mit der Windel stranguliert, diesmal fast ertränkt.«

Sie rutschte neben ihn auf ihre Yogamatte und rieb ihm über die Schulter. »Sieh's mal so: Wenn unser Kind dich überlebt, was soll ihm dann jemals noch etwas anhaben können? Das ist die perfekte Abhärtung!«

Er grinste, zog sie an sich und küsste ihren blonden Schopf.

Noch nicht einmal vier Jahre war es her, dass Helen und er ihr erstes Date gehabt hatten, damals noch mitten in dem Chaos der Nolte-Ermittlungen. Manchmal schaltete das Leben unvermittelt in den *Fast-Forward*-Modus und bevor man es überhaupt merkte, spielte es die ganz großen Momente auf seiner Leinwand ab: der erste gemeinsame Urlaub, die Wohnungssuche, zu zweit die Wände streichen, der Antrag an einem einsamen Strand auf Sardinien, standesamtliche Trauung im kleinen Kreis, die Verhütung weglassen, einfach mal schauen, was passiert.

Und dann war es passiert.

Auf einmal maß man die Zeit nur noch in Trimestern und Schwangerschaftswochen. Mittlerweile waren sie schon in der 39. Ganz zu Beginn, als der zweite Strich auf dem Test erschienen war, hatten sie sich geschworen: *Egal was passiert, wir lassen uns nicht verrückt machen!*

Bislang hatte das funktioniert, auch wenn sie fast täglich mit gut gemeinten Tipps und Erfahrungswerten von Freunden, Verwandten und Kollegen zugeschüttet wurden. Aber mit jedem Tag, mit dem der errechnete Geburtstermin näher rückte, stieg Janoschs Anspannung ins Unermessliche. Eine völlig andere Art von Nervosität, als er sie jemals zuvor gespürt hatte, ganz ursprünglich und animalisch. Mehr Reptilienhirn als alles andere. Hoffentlich geht alles gut, das war seit einiger Zeit sein einziger wirklich klarer Gedanke.

»Sooo, meine Lieben!« Yvonne stellte sich in die Mitte des Kursraums und klatschte in die Hände. »Zum Abschluss wollen wir noch ein paar schöne Atemübungen machen, hmm? Wer kann, der macht auch bei den Yogapositionen mit.«

Die Hebamme spielte Meditationsmusik über ihren mitgebrachten Bluetooth-Lautsprecher ab. Nur die ruhigen Klänge und das (mal mehr, mal weniger angestrengte) Atmen der zwölf Paare erfüllte den kleinen Raum im Klinikum Gersfeld. Janosch hatte früher schon einmal einen Yoga-Kurs belegt, weil er gehofft hatte, es würde gegen seine Schlafprobleme helfen. Die meisten Bewegungsabläufe beherrschte er noch und brauchte gar nicht groß darauf zu achten, wie Yvonne sie vormachte.

Mitten in den Vierfüßerstand hinein drang das energi-

sche Vibrieren eines Handys. Die Quelle des nervigen Störgeräuschs machte er schnell als Helens Rucksack aus. Einige der anderen Paare schauten sich schon nach ihnen um. Er merkte, wie ihm heiß und kribbelnd die Röte ins Gesicht stieg. Uff, wie unangenehm!

»Sorry, hab vergessen, es auf Lautlos zu stellen«, sagte Helen angemessen zerknirscht in die Runde. »Hört bestimmt gleich auf!«

Und tatsächlich erstarb das Vibrieren abrupt. Janosch wollte schon erleichtert durchatmen, da fing es erneut an.

»Tut mir echt wahnsinnig leid. Ich geh mal kurz ran.«

Ächzend stand Helen auf, öffnete den Reißverschluss ihres kleinen Sportrucksacks und tippte auf dem Display ihres Handys herum.

Die anderen machten weiter, und auch Janosch versuchte im Flow zu bleiben, hörte aber mit halbem Ohr bei Helen mit.

»Hallo, Mama, ja, wir sind beim Vorbereitungskurs, das hatte ich doch gesagt«, zischte sie. »Du willst mit Janosch sprechen? Muss das wirklich jetzt sein?« Sie schwieg und hörte zu. Als sie dann weitersprach, hatte sich ihr Ton verändert. Sie klang ernst. »Okay, versteh. Janosch, kommst du einmal schnell?«

Er erhob sich, musste kurz seine Balance suchen und lief hinüber zu Helen.

Sollte es irgendwelche Vorteile bringen, seine Chefin als Schwiegermutter zu haben, so hatte er sie zumindest noch nicht entdeckt. Nun, vielleicht stellte Kriminaldirektorin

Diana Quester auch in diesem Fall – wie so oft – eine Ausnahme dar.

Nicht wenige im Polizeipräsidium Fulda glaubten, er würde jetzt eine ähnlich steile Karriere wie Diana hinlegen, wenn sie im Hintergrund die Fäden zog. Dabei konnte ihm nichts ferner liegen. Er war zufrieden mit seiner Position als Kriminalhauptkommissar. Natürlich freute er sich immer über eine Beförderung und die damit einhergehende Gehalts erhöhung, aber das stand für ihn nicht an erster Stelle. Er wollte seine Aufgabe gut machen, Menschen helfen und an manchen Tagen vielleicht sogar die Welt ein kleines Stückchen besser machen. Wenn er das schaffte, reichte ihm das völlig.

Helen und er gingen vor die Tür. In dem anonymen Krankenhausflur roch es schwach nach Desinfektionsmittel und Filterkaffee.

Für Diana schien seine Rolle als ihr Schwiegersohn vor allem eins zu bedeuten: Er musste ständig für sie erreichbar sein. Ganz zu schweigen davon, dass sie ihn doppelt so hart rannahm wie alle anderen.

Er nahm Helens Handy entgegen und hielt es sich ans Ohr. »Was gibt es?«

»Einen Mehrfachmord.« Diana kam immer unumwunden zum Punkt. Eine der wenigen Eigenschaften, die er definitiv an ihr mochte. »Eine junge Frau hat heute Morgen hier in Grimmbach ihre Eltern, ihren Bruder und ihren Neffen erschossen aufgefunden.« Sie legte eine Pause ein, wahrscheinlich, damit er diese unfassbare Information halbwegs verdauen konnte.

Wie überraschend rücksichtsvoll von ihr.

Vier Mordopfer. Wahrscheinlich waren in Grimmbach im gesamten zurückliegenden Jahrzehnt nicht so viele Menschen gewaltsam ums Leben gekommen. Und jetzt vier auf einmal.

Eine Familienauslöschung, schoss es ihm durch den Kopf. Solche Tragödien wirkten stets weit weg, wie etwas, das ausschließlich in den Nachrichten vorkam. Bis sie dann plötzlich in der eigenen Nachbarschaft geschahen. Aber keine voreiligen Schlüsse ziehen, bläute er sich ein. Noch wusste er überhaupt nichts.

Diana fuhr fort: »Der Fall weist einige Dimensionen auf, die mir allergrößtes Unbehagen bereiten. Ich weiß, du hast heute eigentlich frei, aber ich kann hier gerade nicht auf dich verzichten. Komm so schnell wie möglich vorbei.«

Er runzelte die Stirn. »Was für Dimensionen meinst du denn bitte?«

»Das erkläre ich dir, sobald du da bist. Beeil dich, hier herrscht das absolute Chaos.« Im Hintergrund waren aufgeregtes Stimmengewirr, Motorbrummen und hektische Schritte zu hören. Irgendjemand stellte Diana eine Frage, wurde von ihr aber in scharfem Ton abgewiesen.

»Okay, ich mache mich auf den Weg.« Er rieb sich über die Nasenwurzel. »Wo ist der Tatort?«

Sie gab die Adresse und den Namen der Familie durch.

»Alles klar. Beethovenstraße 23, Sander«, wiederholte er und legte auf.

Helen schaute ihn aus geweiteten Augen an. »Hast du gerade Sander gesagt?«

»Ja, wieso?«

Sie hielt sich die Hand vor den Mund.

»Du kennst doch meine Freundin Carina, von der ich öfter erzähle. Die, die es nicht auf die Hochzeit geschafft hatte. Sie ist Krankenpflegerin auf der Inneren. Ihr Nachname ist Sander! Ist ihr etwas passiert?«

»Hey«, er rieb ihr über die Schultern, »ist ja nicht gesagt, dass es auch wirklich diese Sanders sind.«

Helen lachte bitter. »Glaubst du, es gibt so viele Sanders in Grimmbach?«

Er seufzte. »Stimmt auch wieder.«

»Jetzt geh schon, meine Mutter wartet auf dich.«

»Aber der Vorbereitungskurs ...«

Sie lächelte. »Der war doch sowieso so gut wie zu Ende.«

Er zog sie an sich und küsste sie. »Fang jetzt bloß nicht mit Wehen an, während ich weg bin.«

»Keine Sorge, wir haben ja noch ein paar Tage.«

»Warum muss so was auch ausgerechnet jetzt passieren.«

»Tja, das Leben hält sich nur selten an unsere Pläne.«

»Ich wünschte, es wäre das Leben«, hörte er sich selbst sagen. »Da, wo ich hinfahre, ist nur der Tod.«

• • •

»Die Moorbrände, die seit Tagen im Roten und Schwarzen Moor wüten, sind unter Kontrolle und zum Großteil gelöscht«, verkündete der Radiosprecher. »Damit gebe es aber noch keine Entwarnung, so ein Sprecher der Feuerwehr

Rhön-Grabfeld, da unterirdische Glutnester noch tagelang wieder aufflammen kö...«

Janosch zog den Zündschlüssel heraus.

Als er aus seinem klimatisierten VW Polo stieg, traf ihn eine ganze Schlagkombination von Eindrücken: Die Morgensonnen residierte als Alleinherrscherin an einem wolkenlosen Himmel und stach ihm zielgenau in die Augen. Schon jetzt lag eine trockene, mitleidlose Hitze über der Rhön, die den Schweiß aus jeder Pore trieb. Einsatzfahrzeuge verstopften die schmalen Einbahnstraßen des Komponistenviertels: Streifenwagen, Rettungswagen, Notarztwagen, Zivilfahrzeuge der Kripo-Kollegen, ein Technik-Transporter der Spurwunsicherung.

Was ihn jedoch am meisten traf, war die Stille.

Eine Stille, die sonntagmorgens in einer Wohngegend wie dieser ansonsten wohl völlig normal gewesen wäre, jetzt aber etwas zutiefst Verstörendes an sich hatte. Anwohner standen in kleinen Gruppchen auf ihren Terrassen oder auf den Bürgersteigen zusammen, Dutzende von Beamten tummelten sich rund um das Haus der Familie Sander. Dennoch war nicht die typische Geräuschkulisse zu vernehmen, die Janosch sonst von Einsatzorten dieser Art kannte: keine Gesprächs, keine gebrüllten Anweisungen, keine Funkdurchsagen. Nur verhaltenes Vogelgezwitscher und das monotone Rauschen der Fernstraße.

Als hätten sie sich kollektiv zu einer Schweigeminute entschlossen. Oder die Tat, die in ihrer Mitte geschehen war, hatte ihnen allesamt die Sprache verschlagen.

Manchmal gab es Verbrechen, die einen so sehr aufwühl-

ten, dass sich die eigene Gefühlswelt nicht mehr in Worte fassen ließ. Das hatte Janosch in seinen vier Jahren bei der Kriminalpolizei Fulda jetzt oft genug lernen müssen.

Die Beethovenstraße 23 war weitläufig mit Flatterband abgesperrt worden. Mehrere weiße Zelte standen auf der Straße direkt vor dem Einfamilienhaus.

Ein Hüne mit kurz geschorenen Haaren trat aus einem der Zelte. Er zog gerade den Reißverschluss seines Einweg-Overalls zu, entdeckte Janosch und hob die Hand zum Gruß.

»Janssen, da bist du ja!«

»Nehring!«

Er nickte seinem Kommissariatsleiter kurz zu. Wo Frank Nehring war, konnte Diana Quester nicht weit sein. Praktisch seit Menschengedenken stellte er die rechte Hand der Kriminaldirektorin dar und folgte ihr so treu und dicht wie ein Schatten.

»Ich dachte, ich lasse besser mal deine Schwiegermutter bei dir anrufen. Frau Quester hat noch mal ihre ganz besondere Art und Weise, die frohe Botschaft zu verkünden«, sagte Nehring.

Auf dem Papier war er Janoschs direkter Vorgesetzter, aber darüber setzte sich Diana nur allzu häufig und selbstverständlich hinweg und betraute Janosch selbst mit Aufgaben. Nicht, dass es Nehring etwas ausmachen würde. Diana gegenüber war er so loyal wie ein menschgewordener Bluthund. Man sagte, über die Jahre würden sich Hundebesitzer und ihre Vierbeiner immer ähnlicher sehen. Bei Nehring war es so, dass er zunehmend eins geworden war mit seiner Rolle.

Irgendwo zwischen Rottweiler und Dobermann, dachte Janosch bei einem Blick in Nehrings Gesicht. Allein schon die leicht herabhängenden Wangen erinnerten an die Lefzen eines Hundes, die tief liegenden kleinen Augen taten ihr Übriges. Nehrung machte täglich Kraftsport und wäre in einem anderen Leben sicher Profi-Bodybuilder geworden.

Lange hatte Janosch ihn als knurrigen, arg reaktionären Grobian abgestempelt. Bis Nehrung ihn vor knapp zwei Jahren dazu eingeladen hatte, gemeinsam mit ihm zu trainieren. Er besuchte kein Studio der auf Hochglanz getrimmten großen Ketten, sondern ein familiäres Hinterhof-Gym am Stadtrand von Fulda mit angeschlossenem Boxverein.

»*So ein bisschen Pumpen tut dir bestimmt mal gut*«, hatte Nehrung gesagt und ihm so heftig auf die Schulter geklopft, dass Janosch einen Moment die Luft weggeblieben war.

Nach einigem Zögern hatte Janosch sich darauf eingelassen und Nehrung nach Feierabend begleitet. Das Studio hatte eine angenehme Atmosphäre mit einem bunt durchmischten Publikum. Er hatte sich gleich wohlgeföhlt. Nehrung hatte sich eigens für ihn einen Trainingsplan überlegt und den mit ihm durchgezogen. Seitdem kam Janosch regelmäßig in dem Laden vorbei, auch ohne den Kommissariatsleiter.

Bei ihren Trainingseinheiten hatte sich Nehrung ihm nach und nach von einer gänzlich anderen Seite gezeigt, einer, die Janosch nie an ihm vermutet hätte. Der Muskelberg hatte von der Multiplen Sklerose seiner Frau erzählt, von seinen Selbstzweifeln und davon, dass das Studio für ihn wie eine Flucht aus dem Alltag war.

Außerdem behielt er recht: Die Zeit an den Geräten und

später im Freihantelbereich und am Boxsack tat Janosch wirklich gut. Er hatte gerade so die Mindestgröße für den Polizeidienst. Ein Umstand, der sich wie eine dicke hässliche Schramme quer über sein Selbstwertgefühl zog. Er baute nicht viel Muskelmasse auf, aber allein zu spüren, wie sein Körper kräftiger und ausdauernder wurde, verlieh ihm ungeahnte neue Selbstsicherheit.

Janosch schlüpfte ebenfalls in einen Overall, zog Überschuhe, Gummihandschuhe und eine medizinische Gesichtsmaske über.

»Wie sieht's dadrin aus?«, fragte er, seine Stimme von der Maske gedämpft.

»Übel. Ich hoffe, du hast noch nicht gefrühstückt.« Nehring knirschte mit den Zähnen. Sein typischer Blick, wenn er sich am liebsten eine Gauloises anzünden würde. Seit etwa einem Monat versuchte er mit dem Rauchen aufzuhören und tapezierte seinen Körper mit Nikotinpflastern voll.

»Wo finde ich Diana?«

»Obergeschoss. Ich bring dich hin.«

Sie durchquerten den Vorgarten und wichen zwei Kriminaltechnikern aus, die ein Kamerastativ ins Haus trugen.

Im Vorbeigehen besah Janosch die Eingangstür. Augenscheinlich war das Schloss nicht aufgebrochen worden.

»Wie ist der Täter reingekommen?«

»Die Terrassentür ist aufgebrochen worden. Extrem professionell, wie ich dazu sagen muss. Unser Techniker hat nicht schlecht gestaunt, als er das Schloss untersucht hat. Meinte, dass er so saubere Arbeit das letzte Mal gesehen hat, als er eine Fortbildung bei einem Schlüsseldienstmonteur ge-

macht hat.« Nehring holte tief Luft. »Ich wäre auch vorsichtig damit, nur von einem Täter zu sprechen. So, wie das hier aussieht, könnten das problemlos auch zwei gewesen sein. Oder gleich ein ganzes Killerkommando.«

Der Kommissariatsleiter deutete die Treppe herauf, aber Janosch hob die Hand. »Kann ich mich noch einen Augenblick hier unten umschauen?«

»Tu dir keinen Zwang an. Aber du weißt es ja selbst nur zu gut: Eine Diana Quester lässt man besser nicht zu lange warten.«

»Das Risiko nehme ich in Kauf«, murmelte Janosch, schon halb in die Betrachtung des großzügig geschnittenen Wohnzimmers versunken. Irgendjemand hier steht auf jeden Fall auf Frösche, dachte er. Überall tummelten sich Figuren der Amphibien, mal aus Keramik gefertigt, mal aus Draht, als Kerze, Blumentopf oder Serviette. Auf einer Kommode standen auch einige Fotos, natürlich reichlich von Fröschen flankiert.

Die Lebensereignisse der Familie Sander, komprimiert auf ein Dutzend gerahmter Bilder. Auch ihr Ende würde abgelichtet werden – von Tatortfotografen, mit grellem Blitz und professionell distanziertem Auge für jedes noch so brutale Detail. Fotos, die niemals einen Platz auf dieser Kommode finden sollten.

Noch wusste Janosch rein gar nichts über die Bewohner des Hauses, und er bemühte sich, ein Gespür für diese Familie zu bekommen. Das zählte nicht nur für die anstehenden Ermittlungen, sondern das lag ihm auch am Herzen. Er

wollte sie nicht einfach nur als Mordopfer sehen, sondern als Menschen.

Was ist die Chronologie dieser Bilder?, fragte er sich. Die älteste Aufnahme musste ein Hochzeitsfoto sein, wahrscheinlich Ende der Achtziger oder Anfang der Neunziger aufgenommen, wenn man sich die Frisuren und den Kleidungsstil ansah. Der Bräutigam mit welligem schulterlangem Haar, Schnurrbart und Brille, die Braut mit hellblondem Pony, schmalen Zügen und starker Bräune. Darauf folgten die Schnapschüsse aus einem klar geordneten, klassischen Lebensentwurf: Der Sohnemann am Strand, vielleicht drei oder vier Jahre alt, viel zu große Schirmmütze, die Schaufel konzentriert in eine Sandburg vergraben.

Das nächste Bild, jetzt mit seinem neugeborenen Schwesternchen im Arm.

Ein weiteres. Die Tochter, im Kindergarten-Alter, kniet vor einem Kaninchenstall und herzt eines der Tiere.

Familienfoto vor einem reichlich geschmückten Weihnachtsbaum, der Sohn nun ein aufmüpfig dreinschauender Teenager, die schüchtern lächelnde Tochter anscheinend das Nesthäkchen.

Einschulungs- und Konfirmationsfotos von beiden Kindern.

Schließlich ein Zeitsprung zwischen den Aufnahmen. Der Sohn war bereits selbst ein Erwachsener, Janosch schätzte ihn auf Mitte zwanzig. Er saß mit einer ungefähr gleichaltrigen Frau auf einem Ledersofa, zwischen ihnen ein Maxi-Cosi, in dem ein Baby schlief.

Aus dem rebellisch in die Kamera funkeln den Teenager

war ein zugepiercter und -tätowierter hagerer Typ geworden. Das Einzige, was an ihm gleich geblieben war, war sein abweisender Blick. Er mochte es offenbar wirklich nicht, fotografiert zu werden. Janosch legte den Kopf schief. Gehörte das Logo auf seinem T-Shirt nicht zu einer berühmt-berüchtigten Rechtsrock-Band?

Der Bilderrahmen daneben war umgedreht worden. Janosch runzelte die Stirn. Er drehte das Bild um. Ein Hochzeitsfoto. Den Gesichtszügen nach zu urteilen, musste das die Tochter sein, die da mit Mitte zwanzig heiratete. Das Gruppenbild zeigte das Brautpaar, die beiden Trauzeugen und die Eltern. Ihr frisch angetrauter Mann hatte einen dichten Vollbart, eine goldumrahmte Brille und war etwas stämmig. Sein hellbeiger Leinenanzug wirkte mindestens eine Nummer zu eng.

»Janssen!«, bellte Nehrung aus Richtung der Treppe.  
»Kommst du endlich?«

Er riss sich von der Betrachtung los. Noch waren die Leute auf den Fotos nur Fremde für ihn, aber im Laufe der Ermittlungen würde er mehr über sie in Erfahrung bringen, als wohl selbst ihre engsten Freunde über sie wussten. Ihre beruflichen Werdegänge, ihre finanzielle Situation, ihr Umfeld, ihre Geheimnisse, ihre inneren Verwerfungen. Wie sie gedacht hatten, wie sie gefühlt und gelebt hatten.

»Ich komme!«, rief Janosch.

Als Erstes würde er jedoch unweigerlich herausfinden, wie sie gestorben waren.

...

Diana Quester erwartete Janosch und Nehring am Treppenabsatz. Sie trug ebenfalls einen weißen Overall, unter dem sich bestimmt einer ihrer typischen Designer-Hosenanzüge verbarg.

»Meine Rolle hat auch eine repräsentative Seite«, hatte Diana mal über ihren Kleidungsstil gesagt. »Und was ich repräsentieren will, ist absolute Professionalität.«

Janosch glaubte, dass man das bestimmt auch mit erschwinglicherer Mode hinbekam, hatte diesen Kommentar aber besser für sich behalten.

Ehe er Nehring folgen konnte, hielt sie ihm die Hand vor die Brust.

»Janosch, gut, dass du da bist«, sagte sie. »Bevor wir uns die Toten ansehen, will ich dich nur kurz vorwarnen.«

Nach wie vor war es ungewohnt, von ihr geduzt zu werden. Normalerweise legte sie im Dienst extremen Wert auf das Siezen, doch bei ihrem Schwiegersohn hatte selbst sie irgendwann eingesehen, dass es etwas überzogen war.

»Sind die Opfer so schlimm zugerichtet?«, fragte er.

»Nein, das nicht. Es geht nicht um sie, es geht um dich. Du schaust jetzt auf sie mit den Augen eines Vaters, nun, eines werdenden Vaters. Zumindest bei mir war es so, dass sich etwas an meiner Reaktion veränderte, als ich Helen bekam.« Ihre grauen Augen schauten aus dem schmalen Schlitz zwischen Overall-Kapuze und Gesichtsmaske hervor. Die Härte, die sonst in ihrem Blick lag, war komplett herausgefiltert. »Ein Tatort mit Kindern ist nie einfach zu verdauen, selbst für gestandene Beamte. Wenn man selbst welche hat, potenziert

sich dieser Effekt noch einmal enorm. Ich wollte nur, dass du das weißt.«

»Danke«, sagte er aufrichtig und fragte: »Was sind diese besonderen Dimensionen, von denen du gesprochen hast?«

»Dazu komme ich gleich. Machen wir uns zunächst gemeinsam ein Bild.«

Sie nickte ihm noch einmal sich vergewissernd zu, dann wechselten ihr Blick und ihre Tonlage in einen höheren Härtetgrad.

»Wir haben es mit insgesamt vier Todesopfern zu tun«, erklärte Diana, während sie den Flur entlangliefen und zu Frank Nehring aufschlossen. »Großelternpaar, Sohn, Enkel.«

»Haben alle hier gewohnt?«

»Nein, Sohn und Enkel haben nur von gestern auf heute übernachtet. Wer hingegen gerade fest hier wohnt und auch gemeldet ist, ist die Tochter. Carina Sander.«

»Sie hat die Leichen gefunden?«

»Exakt. Sie lebt hier übergangsweise nach der Scheidung von ihrem Mann.«

»Aha«, machte Janosch. »Ein Ex-Partner ...«

»Ruhig, Brauner!«, sagte Nehring. »Schauen wir uns erst einmal in Ruhe um, bevor wir irgendwelche vorschnellen Schlüsse ziehen.«

Der erste Tote lag bäuchlings auf einer Türschwelle, sein verdrehter Oberkörper auf einem Läufer im Flur, sein Unterkörper auf dem Laminatboden des angrenzenden Zimmers. Der Teppich hatte Unmengen von Blut aufgesogen und war tiefdunkel gefärbt. Der Tote trug Boxershorts und ein Unterhemd, wahrscheinlich sein Schlaf-Outfit.

Der Kopf war zur Seite gedreht, Augen und Mund weit aufgerissen. Das hagere Gesicht, die Tätowierungen, zwar keine Piercings mehr, aber immer noch die Löcher ... Janosch erkannte ihn von den Familienfotos wieder.

»Maximilian Sander, siebenunddreißig Jahre alt, Kfz-Meister mit eigener Werkstatt, außerdem mit einer höchst illustren Vergangenheit«, ratterte Nehring herunter.

»Was heißt das?«, fragte Janosch.

»Gleich.« Diana warf Nehring einen Seitenblick zu.

Janosch verdrehte die Augen. Warum hielten sie ihn so hin? Was sollte die Geheimniskrämerei?

»Schuss in den Kehlkopf aus geringer Entfernung«, las Nehring von einem Notizzettel ab. »Das erklärt auch den heftigen Blutverlust, so was habe ich selten gesehen.«

Sie verharrten einige Momente schweigend über dem Toten, bis Diana schließlich sagte: »Gehen wir weiter.«

Dabei streifte ihr Blick abermals Janosch. »Mach dich gefasst«, sprach aus diesem Blick.

Sie traten über den Leichnam hinweg durch die Zimmertür. Die Jalousien waren heruntergelassen, und schmale, grelle Lichtstreifen fielen hindurch. Die Deckenlampe war eingeschaltet, sodass ihnen dennoch bedauerlicherweise nichts verborgen blieb. Der Raum diente augenscheinlich als Arbeitszimmer. Unter dem Fenster stand ein ausladender Massivholz-Schreibtisch, davor ein mächtiger, abgewetzter Ledersessel. Regale türmten sich an den Wänden auf, vollgestellt mit Aktenordnern und Mappen, aber auch Brettspielen, Belletristik, allerlei Reise-Mitbringseln und Fotos. In die ge-

genüberliegende Wand war ein etwa schuhkartongroßer Tresor eingelassen, geöffnet und leer geräumt.

»Also doch ein Raubmord?«, meinte Janosch.

Diana verschränkte die Arme vor der Brust. »Das ist momentan die naheliegendste Theorie.«

»Der Tresor wurde nicht aufgebrochen«, ergänzte Nehring. »Entweder hat der Täter den Code aus den Bewohnern herausgepresst ...«

»... oder er hat ihn von Anfang an gekannt«, sagte Janosch atemlos. Das konnte dafür sprechen, dass der Täter aus dem direkten Umfeld der Familie stammte.

Janosch brachte sich dazu, auf die Stelle des Zimmers zu sehen, die sein Blick bislang gemieden hatte. Eine Luftmatratze und das ausgeklappte Bettsofa bildeten die Schlafstätte von Vater und Sohn. Die Matratze war verwaist, die dünne Tagesdecke zerwühlt, hier musste Maximilian Sander geschlafen haben.

Die gestreifte Bettwäsche des Bettsofas war von Blutflecken und Einschusslöchern übersät. Daunenfedern verteilten sich überall auf dem Fußboden. Auf einem kleinen Rattantisch stand eine halb ausgetrunkene Tasse Kakao, daneben lagen eine Nintendo Switch und ein Brillenetui mit buntem Dinosaurier-Motiv.

»Paul Sander, elf Jahre alt, besuchte ein Gymnasium in Fulda«, sagte Nehring mit kratziger Stimme.

Janosch war dankbar dafür, dass der Leichnam des Jungen unter der Bettdecke verborgen blieb.

»Ich habe zwei Hypothesen zu der Decke«, sagte Diana. »Es könnte sein, dass sich Paul aus Angst unter ihr versteckt

hat. Eine andere Möglichkeit wäre, dass der Täter selbst die Decke über ihn gebreitet hat, bevor er geschossen hat. Vielleicht weil er es nicht ansehen wollte.«

Nehring zog die Nase hoch. »Würde heißen, dass er zumindest irgendeine entfernte Art von Gewissen hat.«

»Er musste ins Arbeitszimmer, um an den Tresor zu gelangen«, überlegte Janosch laut. »Wäre nicht ausgeschlossen, dass er nicht mit den beiden gerechnet hat. Immerhin waren sie nur zu Gast.«

»Ich habe genug gesehen«, sagte Diana. »Werfen wir einen Blick auf die Großeltern.«

Eine weitere Treppe führte auf den Spitzboden, den die Hausbesitzer zu ihrem Schlafzimmer auserkoren hatten. Mitten über dem bestimmt eins achtzig breiten Boxspringbett hatten die Kriminaltechniker das Kamerastativ aufgebaut, um den Tatort als Ganzes festzuhalten. Die Bettwäsche war dunkelblau, deshalb waren Blutflecken zunächst nicht auszumachen.

»Gregor Sander, vierundsechzig Jahre alt, Sicherheitsreferent in der Chemiebranche im Ruhestand.« Frank Nehring betätigte sich weiter in seiner Rolle, diejenigen vorzustellen, die es selbst nicht mehr konnten.

Herr Sander lag auf dem Rücken, die Arme nach unten ausgestreckt, aufgebahrt, so als wäre dies von Anfang an als sein Totenbett gedacht gewesen. Das sonnengegerbte, von einem grauen Walrossbart dominierte Gesicht war friedlich, die Augen geschlossen. Lediglich die Eintrittswunde an seiner Schläfe kündete von der Gewalttat, ein dunkles Loch mit verkrustetem Blut.

Auf seinem Nachttisch lagen ein Roman von John Grisham, eine Packung verschreibungspflichtige Schlaftabletten (Janosch hatte sie selbst einmal eine kurze Zeit lang genommen) und ein Smartphone.

Frau Sander lag nicht so friedvoll da wie ihr Mann. Sie hing mit dem Oberkörper halb aus dem Bett heraus, das Nachthemd aus Leinen am Rücken von mehreren Einschusslöchern durchsiebt. Das Wasserglas auf ihrem Nachttisch war umgekippt, ein Selbsthilfebuch zur Entdeckung des eigenen inneren Kindes und ein Handventilator heruntergefegt.

»Ich gehe davon aus, dass der Täter sehr wahrscheinlich eine schallgedämpfte Waffe verwendet hat«, sagte Diana. »Meine Theorie ist bislang, dass er zuerst das Ehepaar Sander hier im Bett getötet hat. Sohn und Enkel sind dann möglicherweise durch Schreie oder Tumult wach geworden. Maximilian Sander ist aus dem Arbeitszimmer getreten, der Täter hat ihn dann vom Flur aus erschossen. Das würde erklären, warum wir ihn auf der Türschwelle aufgefunden haben.«

Janosch betrachtete Frau Sanders von platinblond gefärbten Strähnen umfasstes Gesicht eingehender. Trotz der schreckgeweiteten Augen und dem zum lautlosen Schrei verzogenen Mund meinte er, ihre aristokratisch anmutenden Züge wiederzuerkennen. Schon bei den Familienfotos hatte er das Gefühl gehabt, sie bereits einmal gesehen zu haben, allerdings konnte er sie nicht genauer zuordnen.

»Irgendwoher kommt sie mir bekannt vor.«

»Vielleicht von einem Wahlplakat«, sagte Nehring. »Beate Sander, sechsundfünfzig, war Kommunalpolitikerin und hat auch mal für zwei Amtszeiten im Kreistag gesessen.«

Diana fügte hinzu: »Politisch war sie eher links der Mitte angesiedelt. Sozialdemokratin.«

Janosch meinte, die Wahlwerbung mit ihren austauschbaren Sprüchen rund um Freiheit, Sicherheit und starke Wirtschaft wieder vor sich zu sehen. Außerdem regte sich da noch etwas in seiner Erinnerung, peripher aufgeschnappte Versatzstücke aus dem Radio und der Zeitung.

»Gab es nicht vor Kurzem eine größere Debatte, an der sie beteiligt war?«

»Sie war eine große Befürworterin des neuen Flüchtlingsheims im Süden von Grimmbach, gleich neben den Sportplätzen«, sagte Nehring. »Du kannst dir sicher vorstellen, dass sie damit in gewissen Kreisen nicht gerade auf große Gegenliebe gestoßen ist.«

Diana stieß einen tiefen Seufzer aus. »Damit kommen wir auch zu der Thematik, die diesen Fall so brisant macht. Frau Sander sah sich seit einigen Monaten Drohungen aus der rechten Szene ausgesetzt. Morddrohungen per Mail und per Post, die Veröffentlichung ihrer Privatadresse in einschlägigen Foren und den sozialen Medien, das volle Programm.«

»Wir haben es also möglicherweise mit einem politisch motivierten Verbrechen zu tun«, konstatierte Janosch.

»Du kannst dir ungefähr vorstellen, was das für einen Rattenschwanz mit sich bringt. LKA, Generalbundesanwalt, vielleicht auch der Verfassungsschutz, alle werden mitreden wollen. Von der Medienaufmerksamkeit will ich gar nicht erst anfangen ...«

»Für die Ermittlungen kann das doch von Vorteil sein.

Wir werden mehr Ressourcen zur Verfügung gestellt bekommen.«

»Ach, Janosch!« Diana verdrehte die Augen. »Manchmal weiß ich nicht, ob das bei dir noch Optimismus oder schon pure Naivität ist.«

Da ist sie wieder, die alte Diana Quester, dachte Janosch. Sprüche wie diesen hatte sie ihm früher praktisch in Dauerschleife reingedrückt. Seit er ihr Schwiegersohn war, hielt sie sich zwar mit ihren sarkastischen und stichelnden Kommentaren zurück, ab und an konnte sie es sich aber wohl nicht verkneifen.

»Wie auch immer«, meinte Nehring, »wo fangen wir an?«

»Ich habe gleich einen Termin mit Staatsanwalt Nussbaum und irgendeinem Vertreter aus dem Innenministerium, da kläre ich die Zuständigkeiten. Ich werde natürlich dafür sorgen, dass wir die Zügel in der Hand behalten«, sagte Diana, trat an das Dachfenster und schaute auf die Wohnsiedlung herunter. »Das ist eine dieser Nachbarschaften, wo jeder jeden kennt, jeder irgendetwas sieht, jeder etwas mitkriegt, jeder etwas vermutet. Hören wir uns um.«

Auf dem Weg hinaus wanderte Janoschs Blick noch einmal in den Wohn-Essbereich der Sanders. Auf dem Herd stand noch ein Topf, vielleicht Reste des Abendbrots.

Auf dem großen Esstisch war ein Monopoly-Spiel (die Star-Wars-Edition) ausgebreitet, überall Karten, buntes Spielgeld und Figuren. Gestern Abend war es höchstwahrscheinlich für den Jüngsten zu spät geworden, und sie hatten die Partie auf Sonntagvormittag vertagt.

Eine stinknormale Familie, ging es Janosch durch den Kopf. Eine ganz normale Familie, über Nacht wie durch ein infernalisches Fingerschnipsen ausgelöscht. Seine Herzregion verkrampfte sich. Er schluckte trocken. So grausam die Leichenfundorte auch gewesen waren, diese Eindrücke hier trafen ihn noch härter; dieser unschuldig anmutende Alltag, der so abrupt zerstört worden war.

Sein Handy vibrierte. Helen hatte geschrieben:

*»Schau bitte nach Carina. Sie antwortet mir gerade nicht. Wir könnten sie auch ein paar Tage bei uns wohnen lassen, wenn sie möchte.«*

Quester, Nehring und er traten ins Freie.

Die Stille, die noch bei seiner Ankunft geherrscht hatte, war verschwunden. Hektisches Stimmengewirr lag nun über der Straße. Hinter dem Flatterband drängten sich Kamera-teams und Schaulustige. Journalisten streckten ihre Handys den Ermittlern entgegen, lechzend nach jedem noch so kleinen Fitzel an Informationen. Der Bestatter kam gerade an und versuchte, sich mit dem Leichenwagen in Schrittgeschwindigkeit durch die Menge zu bewegen.

Stellwände sorgten notdürftig für etwas Sichtschutz, ansonsten waren sie den Blicken der Öffentlichkeit machtlos ausgeliefert.

Gleich am Rande des Vorgartens parkte ein Rettungswagen, die Hecktüren standen offen. Janosch sah eine Frau auf der Behandlungsliege, ungefähr im gleichen Alter wie er und Helen, die heftig schluchzte und das Gesicht in den Händen verbarg. Eine Rettungssanitäterin und ein Mann, den Janosch

für einen Notfallseelsorger hielt, redeten beruhigend auf sie ein.

Das musste Carina Sander sein.

»Entschuldigt mich einen Moment«, sagte Janosch zu Nehring und Quester und lief zu dem Krankenwagen herüber.

Als die Sanitäterin ihn sah, funkelte sie ihn aus verengten Augen an. »Frau Sander ist noch nicht für eine Vernehmung bereit, das sehen Sie hoffentlich selbst! Bitte, geben Sie ihr etwas Raum!«

Abwehrend hob er die Hände. »Nichts läge mir ferner, als sie zu bedrängen.«

Carina Sander blickte auf. Es fiel ihm schwer, sich wirklich ein Bild von ihren Zügen zu machen, so sehr war ihr Gesicht von Trauer verzerrt, die Augen verquollen und gerötet, dunkelblonde Strähnen klebten ihr auf Stirn und Wangen.

»Mein Name ist Janosch Janssen«, sagte er. »Ich bin von der Kriminalpolizei, aber darum geht es mir gerade gar nicht. Ich bin der Mann von Helen.«

»Ah«, sagte sie und zog geräuschvoll die Nase hoch. »Du bist also der Janosch.«

Er stieg in den Wagen und ging in die Hocke, um mit ihr auf Augenhöhe zu sein. »Erst einmal möchten Helen und ich unser aufrichtiges Beileid aussprechen. Falls wir irgendetwas tun können ... irgendwie helfen können, dann lass es uns einfach wissen, ja? Helen hat auch vorgeschlagen, dass du bei uns unterkommen könntest.«

Sie blinzelte heftig und wischte ihre Tränen weg, was nur wieder freie Bahn für die nächsten machte.

Dieser unfassbare Schmerz, der aus ihr sprach. Janosch kam sich ihm gegenüber hilflos vor, wusste nur zu gut, dass Carina in diesem Moment weder gut gemeinte Trauerbekundungen noch große Gesten etwas nutzten. Nichts half hier. Nur Zeit, sehr viel Zeit.

*Papa ...*

Auch ihm hatte der Tod damals einen unangekündigten Besuch abgestattet. Janosch konnte das, was Carina gerade durchmachte, wohl besser nachfühlen als die meisten anderen hier. Vielleicht hatte das zu seinem spontanen Impuls geführt, zu ihr herüberzugehen.

»Vielleicht ist das gar keine so schlechte Idee, wenn das keine Umstände macht«, sagte Carina schließlich mit brüchiger Stimme. »Ich ... ich weiß gerade echt nicht, wo ich übernachten soll. Ich will nicht ins Krankenhaus. Unsere Nachbarn, die Kreys«, sie nickte in Richtung des angrenzenden Grundstücks, »haben zwar auch angeboten, dass ich bei ihnen unterkommen könnte, aber das ... das ist mir einfach zu nah.«

»Das kann ich verstehen.«

»Meint ihr, das ginge denn? Bei euch zu bleiben?«

»Ja, Helen hat es vorgeschlagen«, sagte er, doch etwas davon überrumpelt, dass sie sofort darauf einging.

»Wenn's nicht geht, dann ...«

»Nein, nein, alles gut. Helen kann dich vielleicht auch direkt abholen.«

Was sollen wir machen, wenn dann das Baby kommt?, meldete sich eine Stimme in seinem Hinterkopf, aber er stellte seine Bedenken zunächst einmal zurück. Dafür wür-